

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 29.

Grand Island, Nebr., 25. Dezember 1908. (Zweiter Theil.)

Nummer 18.

Weihnachtsfahrt.

Skizze von F. Wilde.

Die heilige Weihnacht zog durch das Land. Sie kam mit dichtem Schneewirbeln, knirschendem Frost und einem sternklaren Himmel. Der weite Park ruhte in einer weichen Winterdecke. Schwer beladen neigten sich Büsche und Zweige unter der Last des glühenden Schnees. Zuweilen löste sich eine Schicht und fiel weich zur Erde. Sonst war alles still ringsumher.

Karola, Baronin von Fachwitz, schaut träumend in diese heilige Stille hinaus. — Ihr Gesicht ist weiß wie der Schnee, und wunderbar hell leuchten daraus, wie der klare Sternenhimmel, die Augen vom tiefsten Blau. So steht sie und späht und wartet. Worauf? Sie fährt mit der Hand über die Stirn.

Leise öffnet sich eine Thür. Schritte wagen sich zögernd über die Schwelle. Jaghaft meldet sich eine Stimme: „Gnädige Frau!“

Die Baronin verharrt in ihren Träumereien.

Dann wird die Stimme schärfer, nachdrücklicher. „Wünschen Frau Baronin, daß die Bescherung im Leutchenhaus jetzt stattfinden soll? Ober haben gnädige Frau sonst Befehle?“ Der alte Diener lieh unter halb gesenkten Wimpern einen lauernden Blick zu der Herrin hinüberschweifen.

Karola schüttelte das blonde Haupt, ohne ihre Stellung zu verändern.

Der Diener räusperte sich noch einmal, ehe er seinen Posten verließ.

Da wandte sich die Baronin plötzlich, als folge sie einem kurzen Entschlusse. „Schäffer, lassen Sie anspannen. Wir nehmen den Schlitten. Ich will in die Stadt fahren.“ Es sollte im kühlen Befehlsston klingen, aber es mischte sich ein Zittern hinein.

Der Alte zog die buschigen Augenbrauen zusammen. Jetzt am heiligen Abend in die Stadt? Das hatte etwas zu bedeuten! Doch er preßte die Lippen stumm aufeinander — und ging.

Die Baronin löste ihren Blick langsam vom Fenster, von dem geheimnisvollen Leben und Weben des hereinbrechenden Weihnachtsabends. Ein schwerer Seufzer hob ihre Brust.

Und doch suchte ein Sonnenstrahl der Erinnerung über sie.

Er leuchtete aus zwei braunen Knabenaugen, schmeigte sich um den dunklen Krauskopf und lachte von einem übermüthigen Munde. Dieser Knabe hieß Siegfried Dreves und war der Sohn des Arztes im nahen Städtchen.

Zuweilen brachte ihn der Vater, wenn er auf dem Dorfe vor dem Gute zu thun hatte, mit hinaus. Und Karola, die keinen Spielkameraden besaß, jaulte vor Lust und sah voller Bewunderung und Anbetung zu dem schönen Knaben hoch, dem diese Verehrung wohlgefiel. Sie wollten zusammen durch Wald und Haide, und diese glücklichen Spielstunden legten in ihre Herzen den Keim, der später goldene Frucht tragen sollte.

Inzwischen trennte sie das Leben. Siegfried bezog die Univerfität, um Medizin zu studieren und nachher die Praxis des Vaters zu übernehmen. Karola wurde in die Gesellschaft eingeführt und als Schönheit gefeiert. Aber die Zeit vermochte nichts an diesen beiden Menschen zu ändern. Als sie sich wiedersehen, wußten sie, daß sie zusammengehörten und nicht wieder voneinander lassen könnten. Sie schritten durch den winterlichen Wald, vom Sturm umbraut, vom Schnee umwirbelt, selig umschlungen, und der junge, einfache Landarzt fragte das schöne, stolze Mädchen:

„Wilst du mein sein?“

Sie schaur es unter hingebenden Küffen.

Alles war anders gekommen. Sie hatte diesen Schwur gebrochen und den Baron von Fachwitz geheiratet.

Und nun hielt der Schlitten vor dem Doktorhause.

Die Baronin trat ein.

Mit bangem Herz klopfen schritt sie die paar Stufen zum Parterre hinauf und rührte den Klingelzug.

Da öffnete die alte Witte. Sie hatte schon unter Siegfrieds Vater treu gedient und kannte Karola von Kindheit an. — Die Alte traute ihren Augen nicht.

„Gnädige Frau,“ stieß sie überrascht hervor.

Diese fragte freundlich: „Ist der Herr Doktor zu sprechen?“

„Noch nicht, Frau Baronin. Aber wenn Frau Baronin warten wollen, er muß bald zurück sein.“ Schon der Kinder wegen. Ein paar von den Kermosten, bei denen es am meisten noth thut, kommen zur Bescherung her. Das war auch beim alten Herrn Doktor so. — Nehmen Sie's nicht übel, Frau Baronin, aber ich muß jetzt hinaus und die Garde empfangen, sie tritt mir sonst die Stube so voll Schnee.“ Und die alte Witte eilte in den Flur.

Karola setzte sich in den Schreibstuhl, fuhr zärtlich über die Lehnen, auf denen Siegfrieds Hände wohl täglich ruhten, und ließ einen Blick durch das Zimmer schweifen.

Draußen wurde das Lärmen der Kinder lauter. Jetzt sprach eine sonore, tiefe Männerstimme dazwischen — gewiß mit einem launigen Wort, denn es erscholl ein helles Gelächter.

Karola schob das Blut in die Schläfen. Die Thür öffnete sich, und über die Schwelle trat Doktor Siegfried Dreves.

Die Thür fiel wieder ins Schloß. Aber er hatte noch keinen Schritt ins Zimmer gewagt, so bannete ihn ihr überraschender Anblick.

Karola war es, die ihm entgegenkam. Sie streckte die Hand aus und bat einfach, ohne große Worte: „Vergeben Sie mir, Siegfried!“

Ein Blick glitt kühl an ihrer demüthigen Gestalt herab. Dann schritt er, ohne ihre Hand zu fassen, an ihr vorbei und sagte vom Schreibtische her:

„Kamen Sie deshalb, Frau Baronin, so hätten Sie sich den Weg bei dem Schneegestöber sparen können. Die Wunde ist längst vernarbt.“

Sie ließ sich durch die Schrockheit seines Wesens nicht einschüchtern. „So sei es meinethwegen. Ich brauche eine Ausöhnung. Ich erlebe sie wie einen heilsamen Balsam.“

Und dann begann sie mit ihrer melodischen, sympathischen Stimme, der man gern und willig zuhören mußte, von der Vergangenheit zu erzählen.

„Ich werde nie den Tag vergessen, an dem ich zum ersten Male in das Vaterhaus blicken durfte, das mir von Kindheit an verschlossen war. Es bekante mir in jüher Verzweiflung eine furchtbare Schuld. Ein Abgrund that sich vor mir auf. Mein Vater, ein leidenschaftlicher Spieler, hatte Unsummen durchgebracht, dazu Haus und Hof mit einer Schuldenlast überhäuft, daß uns kein Ziegel auf dem Dache mehr gehörte.“

„Rette uns, Karola,“ hatte der Unglückliche zu meinen Füßen gefleht. „In deiner Hand liegt unser Schicksal!“ Da siegte die heiße Liebe zu meinem Vater, die von Kindheit an gewaltig unterdrückt wurde. Jetzt, in der Noth erkannten wir einander und küßten unsere Zusammengehörigkeit. Baron Fachwitz erlaubte sämtliche Schulden und erkaufte damit meine Hand.“

Die Baronin schlug die Hände vor ihre Augen. „Ich darf an diese schmachvolle Ehezeit nicht zurückdenken.“

Siegfried hatte sich jetzt ganz zu ihr gewandt. „Ihr seid geschieden?“

„Ja,“ antwortete Karola leise. „Der Baron lebt in Paris. Mir gehört das Gut, das Erbe meines Vaters. Hier halte ich mich schon seit einem Jahr in völliger Einsamkeit auf.“

Sieben erschien die alte Witte und fragte bescheiden, ob es nun recht sei. Sie wäre fertig mit allem. Und ob sie die Thür öffnen dürfe.

Der Doktor nickte.

Da stand mitten in dem großen Wohnzimmer ein brennender Tannenbaum. Seine Lichter strahlten in alle Ecken und Winkel.

Und um den Tisch standen sechs Flachsstöpsel und sangen mit weitgeöffnetem Munde und begehrenden Augen:

„Stille Nacht, heilige Nacht.“

Karola wurden die Augen feucht. Sie sah durch Thränen in diese weiche, voll Hertschkeit hinein.

Sie hörte ihren Namen flüstern. Ein Arm schlang sich um ihre Taille. Und so trat Siegfried mit ihr in die Weihnachtsstube.

Das Lied war verklungen. Die Kinder hatten ihre Bescherung erhalten und waren gegangen.

Siegfried faßte ihre Hand und sagte mit feierlichem Ernst:



Weihnacht!

Das Weihnachtsfest mit seinem Frieden.

Es kehrt nun wieder bei den Menschen ein:

O selig, wem das Glück beschieden.

Im Herzen froh, den Kindern gleich zu sein!

Zwar nimmt die Welt den Kinderglauben.

Den frommen, uns gar bald vom hell'gen Christ:

Doch soll sie nie uns diesen rauben:

Weihnacht das hohe Fest der Liebe ist!

Drum Eure Herzen lasst erwarman.

In Liebesflammen lodern hell und rein! —

Bereitet Freude auch den Armen.

Dann wird gesegnet Euch das Christfest sein! —

„Ich danke dir, daß du gekommen bist, Karola. Dies ist ein schöner Weihnachtsabend!“

Er legte seine Finger weich in das

blonde Haar, küßte sie auf den Mund und sah ihr tief in die strahlenden Augen. So standen sie lange im seligen Gefühl des Wiederfindens.

Ein Weihnachtserlebnis.

Von Eugen Reichel.

In dem Worte „Weihnachten“ liegt für die meisten Menschen ein so eigentümlicher, strahlender Zauber, daß die wenigsten daran denken, wie sehr auch dieser strahlende Glanz, diese leuchtende Sonne sich dort und hier verfinstert, wie viele Thränen an dem Abend fließen, an welchem so viel gelacht wird, an welchem alle Welt sich in Friede und Freude, in Glück und Wonne zu wiegen scheint. Und doch — vorne hinter allen Thüren lauschen, wer in alle Häuser und Höfen hineinblicken könnte, wer die Asyle und Gefängnisse durchwanderte — wie ganz anders würde er über den Zauber dieses köstlichen Festes denken, wie schneidend würden ihm die Seufzer des Unglücks, die Schreie der Verzweiflung entgegenklingen; wie schwermüthig würden ihm die Thränen machen, die von Tausenden, von Hunderttausenden auch an diesem Abend geweint werden und heißer geweint werden als vielleicht an anderen Tagen, wo der Gegenfah von hell und finster, von Luft und Weh nicht so bitter empfunden wird!

An jedem anderen Tage trägt sich das Leid weniger schwer; es gehört für den, der unter ihm leidet, gewissermaßen zum Leben; es ist ihm alltäglich geworden; und da das Glück der anderen sich nicht gerade herausfordernd vor ihn hinstellt, so trägt er es in dem Bewußtsein, daß er zahlreiche Leidensgenossen hat, und daß jeder, auch die anscheinend Glücklichen, ihr Kreuz zu tragen haben. Ganz anders am Weihnachtsabend. Da weiß er, daß die große Mehrzahl seiner Volksgenossen entweder glücklich ist oder doch wenigstens den Schein des Glücks sich vorläßt; da weiß er, daß in jeder Familie der Baum brennt, daß Kinder mit leuchtenden Augen in das stimmende Wunder schauen, daß die Herzen hoch aufschlagen — daß die Gemeinsamkeit der einen herrlichen Empfindung die Gemüther fest aneinander schließt. Er aber steht draußen. Für ihn brennt kein Baum; ihm drückt kein Liebes die Hand; ihm dankt kein lachender Kindermund; ihm öffnet die Freude nicht das Thor, um ihn, wenn auch nur für diesen Abend, in das Paradies einzulassen.

Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, solche Stiefkinder des Glücks am Weihnachtsabend zu beobachten, dem wird es eine Erinnerung für's Leben, aber keine freundliche Erinnerung. Ich könnte aus diesem Erinnerungsbuch meines Lebens manches mittheilen, aber ich fürchte, die schwarzesten Daten würden diesen die Stimmung für das Fest verderben; und so bequäme ich mich mit einigen Kleinigkeiten, die noch nicht das Bitterste verrathen.

Es war im Jahre 1884. Ich befand mich auf dem Wege nach Hause. Die Dämmerung war bereits eingetreten, dort und hier sah man sogar schon leichtverhüllte Fenster, die Kerzen des Tannenbaumes schimmern. Auf den Straßen hielten die Leute durcheinander, um noch die letzten Einkäufe zu

machen. Links und rechts bestürmten mich bittende Kinder, ihnen doch einen Hampelmann oder eine Weihnachtsstrübe oder ein Schächtchen aus Wolle abzutauschen.

Als ich in die Viktoriastraße eingebogen war, sah ich ein paar Leute vor einer offenen Thür stehen. Ich trat hinzu und fragte, was los wäre.

„Ist eben ein Mann hier vor dem Hause zusammengebrochen — sie haben ihn in den Flur getragen,“ gab mir eine ältere Frau zur Antwort.

Ich trat näher, und zu meiner schmerzlichen Ueberraschung erkannte ich in dem Zusammengebrochenen einen mir, wenn auch nicht gerade befreundeten, so doch wohlbetannten Maler, einen Landschaftsmaler, von dem ich allerdings wußte, daß er mit seiner Frau und zwei Kindern nicht gerade in glänzenden Verhältnissen lebte, aber in dem abgenutzten, nicht einmal durch einen Leberzieher vervollständigten Anzuge sich mir nun als ein schwer Nothleidender entpulte.

Ich verständigte mich mit einem hinzutretenden Schutzmännchen, welcher den Bewußtlosen fortzuschaffen lassen wollte, und fuhr sodann, von einem jetzt ebenfalls hinzugekommenen Arzte begleitet, mit dem Unglücklichen nach dessen Hause. Da der Arzt festgestellt hatte, daß Hunger die zweifelhafte Ursache des Zusammenbruchs war, so konnte hier nicht gleich mit gewaltsamen Gegenmitteln vorgegangen werden; der Leidende mußte erst die nöthige Vorbehandlung erfahren, und die sollte ihm zu Hause in irgend einer Form zutheil werden. Sobald wir am Ziele angelangt waren, ging ich in den vierten Stock des Hinterhauses hinauf, wo, wie ich wußte, die Familie wohnte.

Als ich oben klingelte, regte sich zunächst nichts. Ich fürchtete schon, daß Niemand zuhause wäre; aber als ich nun ein zweites Mal an der Glode zog, da vernahm ich ein leises, schlüpfendes Geräusch — es war beinahe, als ob Jemand am Fußboden hinstreife; und jetzt fragte eine kaum hörbare, trodene Stimme: „Wer ist da?“

Der Ton der Stimme wirkte seltsam erregend auf mich; es war wohl die Stimme der Frau, aber sie klang so fremd, klang wie der letzte Seufzer eines Ertrinkenden. Ich gab mich zu erkennen und bat sie, zu öffnen. Jetzt hörte ich, wie sich ein Mensch mühsam an der Thür emportastete — dann wurde geöffnet, und ich stand vor einem Bilde, das mich nahezu entsetzte. Vor mir, sich mühsam aufrecht erhaltend, schwannte die junge Frau, die ich als ein schönes, blühendes Weib gekannt hatte; sie war mit einem ganz zerlumpten Kleide nothdürftig bekleidet. In der aller Mitleid beraubten Stube aber lauerten zwei wie blödsinnig dreinschauende Kinder, deren eins an einem aufgebrauchten Schuh nagte.

Meister Knaut hat uns einmal ein hübsches Kind gemalt, das nach Kinberart an seinem Schuhchen knabbert; ein goldener Humor ruft auf der Seite

ne; und wer sie betrachtete hatte seine Freude darin. Dieses Benagen des Schuhes hatte etwas furchtbar Ergreifendes; denn es war der quälende Hunger, den das Kind trieb, seine Zähnechen an dem Leder zu versuchen. Ich trat ein — unfähig ein Wort zu sprechen.

„Mein Mann ist nicht zu Hause“ — begann die unglückliche Frau jetzt und erinnerte mich daran, was mich hergeführt hatte. Ich erzählte ihr nun, was mit ihrem Mann vorgefallen, sagte, daß ich ihn in Begleitung eines Arztes hätte nach Hause bringen wollen, und machte ihm hehl daraus, daß dieses „zu Hause“ allerdings nicht der rechte Ort für einen so schwer Leidenden wäre.

Sie sank jetzt, ich weiß nicht recht, ob aus Schwäche, oder um mein Mitgefühl zu erweiden, vor mir zu Boden, umklammerte meine Hände und rief mit der letzten, ihr noch zu Gebote stehenden Kraft: „Retten Sie ihn! Retten Sie uns, wenn Sie können! Es ist aus mit uns! Alles haben wir uns genommen — keine Arbeit — nichts. Retten Sie uns!“

Ich gab ihr den Trost, daß ich für sie thun wollte, was mir irgend möglich wäre, obwohl ich selbst eigentlich gar nicht in der Lage war, etwas für sie zu thun; dann bat ich sie, sich noch eine Weile zu gedulden, da ich für's Erste wieder nach dem Mann sehen und für sein Unterkommen sorgen wollte. Sie versuchte nicht, mich festzuhalten, aber aus ihrem ganzen Benehmen schloß ich, daß sie auch auf mich ein große Hoffnung setzte.

Wieder auf die Straße gelangt, schilberte ich dem Arzte, was ich oben erlebt hatte; und nun hatte ich die Freude, hinter all dem Dunkel, das mich oben umgaut hatte, die helle Sonne der Menschenliebe aufgehen zu sehen. Der Arzt war zufälligerweise unversehrter und offenbar sehr wohlhabend; aber er war zugleich ein echter Menschenfreund, ein Mann von Herz, und weil er sich, gleich mir, darüber klar war, daß der Unglückliche in der eigenen Wohnung nicht untergebracht werden durfte, so beschloß er, ihn bei sich aufzunehmen und dort für ihn zu sorgen. Dann aber brückte er mir einen Hundertmarktschein in die Hand und sagte: „Kaufen Sie schnell das Nöthigste für die Armen.“ Er fuhr zugleich mit dem Bewußtlosen davon, den er dann wieder zu Kräften brachte, und ich beeilte mich, seinem Wunsche nachzukommen.

Wie die nun plötzlich über das arme Weib hereinbrechende Weihnachtsfreude dort oben wirkte — das vermag ich nicht zu schildern; ich hatte nur Mühe, den Dank, den ein Anderer verdiente, von mir abzuwehren.

Weihnachten.

Kein Glöckchengrausch klingt so feierlich und zugleich so hell und freudig, so ein Echo wachend in aller Herzen von der kleinsten Hütte bis zum Kaiserpalast hinauf, wie der Weihnachtsgruß, der am schönsten, innigsten aller Feste über die Häusermeere der Städte hallt oder in stille, friedliche, schweigsam stehende Landschaften selbst froh hinaus klingt. Kein noch so hartes, vom Sturm des Lebens umtobtes Herz an diesem Abend, das nicht still gestimmt in sich ginge, das es über sich vermöchte, der behren Weihe zu widerstehen, die im Glöckchengrausch vom Thurme klingt, in Millionen Worten gebensfreudiger Liebe ergreifend sich offenbart oder — aus ferner, langvergangener, halbverklungener Zeit Wehmuth wachend in der Erinnerung heraufsticht. Das ist das Große, das Wunder des einzigen Festes, daß der Jubel, der einmal nur die Lippen der erschlossenen, einmal nur die Lippen so seligem Rufe geöffnet hat, nachhallt, in tiefer Seele unvergänglich ist ein ganzes Menschenleben hindurch!

Ob nur wenige Lichter am Baume erstrahlen, ob die grünen Zweige nur spärliche Geschenke überschatten, oder ob der Glanz von abehundert Kerzen und die Fülle des Gabentisches die Augen blendet — die reine, heilige Liebe ist es, die da weilt und seit, die im Nehmen, im Geben den Samen streut, der noch im Alter die Jugend befelegend ertheilen läßt.

Wüßte doch die Freudenbotschaft in unser aller Herzen dringen, uns frohe, glückliche Weihnachtstage bringend, uns Allen verklärend: „Friede, Freude!“

Wahnung.

Herr (der einem Dichterling 3 Mart leiht, nachdem er ihm schon öfters ausgeliehen): „Jetzt sind es genau 23.35 Mart; es wird Zeit, daß Sie berühmt werden!“

Dies und jenes vom Weihnachtsfest.

Seit jeher hat es die Kirche meisterlich verstanden, sich den bestehenden Zuständen und Verhältnissen anzupassen. Um die Germanen für das Christenthum zu gewinnen, übernahm sie natürlich auch deren naturreligiöse Sitten und Gebräuche. So wurde auch das altnordische Fest der Winter Sonnenwende — Jol oder Julfest geheißen — mit Christi Geburtsfeier verschmolzen. Die heidnischen Symbole wurden beibehalten und empfangen erst seit dem Jahre 354 christlich-kirchliche Umdeutungen. Denn auch die Saturnalien der heidnischen Römer spielten dahinein. Als älteste Reminiszenz an die heidnisch-germanische Vorzeit ist jedenfalls der Weihnachtsbaum lebendig geblieben. Der Brauch, ein Nadelbäumchen mit allerlei Gierart und Lichtern zu puzen, und unter seine Zweige Geschenke zu legen, hat jedoch erst im vorigen Jahrhundert allgemeine Verbreitung gefunden. Was Norddeutschland angeht, so kannte man eigentlich nur die sogenannte Weihnachtspyramide. Sie bestand aus einem Holzstamm als Achse. Von ihr gingen Stäbchen aus, um welche sich in verjüngender Form von unten nach oben gesehen, Reifen legten. Das Ganze war in der Regel mit hellgrünem Papier umwickelt. An den Reifen wurden die Lichter nebst den Geschenken befestigt. Diese Weihnachtspyramide, aber auch Weihnachtskrone, war in Berlin bis in das vierte Decennium des vorigen Jahrhunderts gebräuchlich und hat sich auch noch bis heute in manchen Orten der Mark erhalten. 1835 ist wohl zum erstenmal der Tannenbaum in Berlin eingeführt, heute prangt er auch in allen romanischen Ländern, ja selbst im Blochhaus amerikanischer, brasilianischer oder australischer Kolonisten. Wieviel Volksglaube einstmal an den Weihnachtsgaben, Pfeffernisteln und sonstigen Gaben hing, darf glücklich übergangen werden.

In's Gebiet der nordischen Sage weist auch der Knecht Ruprecht hinüber. Wir kennen ihn als dienstfertigen Geist im Gefolge Berchta's. Auch seine Wandlung zu einer Schreckgestalt für die Kinder reicht in die Frühzeit des Germanenthums zurück. Es muß bei dem Umtrieb solcher verlarvten Gesellen in den Gassen arger Unrug verübt worden sein, weil schon das Papstrecht Verbote dagegen erlassen hat. Ueber die Herkunft dieses Brauches weist ein Chronist folgendes zu melden: Im Jahre 1023 soll es sich in einem Orte Sachsens zugetragen haben, daß ein Priester Namens Rupertus in der Weihnacht (Christmette) gehalten, woran er aber durch 15 Männer und drei Weiber, die draußen auf dem Kirchhof gelangt und weltliche Lieder gesungen hätten, verhindert worden sei. Wohl ließ er ihnen Schweigen gebieten, allein sie spotteten seiner. Da suchte er ihnen und wünschte, daß sie von Stunde an das ganze Jahr hindurch tanzen müßten. Als bald sei es geschehen. Unter jenen Weibern war nun auch des Priesters Tochter. Ihr Bruder wollte sie von den Tänzern wegziehen. Dabei riß er ihr einen Arm aus. Sie aber hätte, ohne auch nur einen Blutstropfen zu verlieren, das ganze Jahr über mit anderen fortgezogen. Zuguterletzt hätte sie der Erzbischof Heribert von Köln durch Abgeordnete von ihrem Fluche losprechen lassen. Hierauf wäre sie nebst einigen anderen gestorben. Die übrigen hingegen hätten drei Tage und drei Nächte geschlafen. Etliche wachend nicht mehr auf; die anderen, am Leben gebliebenen, hätten aber ohne Unterlaß gezittert. Und von dieser Zeit an sei der Name Ruprecht ein besonderer Schrecken für alle Kinder geblieben.

Ein trauriges Weihnachtsfest erlebten die Bewohner des Bremer Gebietes im Jahre 1717. Damals brach in der Christnacht eine Springschwamm in's Land herein:

„Sieben Tage hat's gedauert, Sieben Nächte blieb das Wasser, Bis der große Länberhaffer, Der stets vor den Deichen lauert, Sich verlaufen hat, verloren, Und sein altes Bett erlorren. Viele Tausend sind ertrunken, Unzählbares Vieh gestorben, Städte, Dörfer sind verborben, Sind verpült und sind verfunten.“